

Josef Hochgerner

## Wie in der kleinen Welt große Wünsche wachsen

*Eine etwas andere Form von „Lebens-Lauf“ – erschienen in*

*Christine Chaloupka, Ralf Risser, Hg., 2004: Mobilität in Kindheit und Jugend; Wien*

Als ich erwachte war es kalt. Durch den Spalt der halboffenen Tür zur Wohnküche schimmerte das matte Licht der Petroleumlampe. Am Herd stocherte die Mutter im Feuer und legte Holzscheite nach. Das verbreitete die Erwartung von Wärme und die Aussicht auf die frische heiße Milch zum Frühstücksbrot. Die Tür ging auf und eine der beiden älteren Schwestern, deren Kammer mit einer Bretterwand von der Wohnküche abgetrennt war, brachte meine Wäsche. „Es ist 3/4 sechs. Es hat geschneit und wir brauchen wahrscheinlich zwei Stunden zur Schule, also beeil‘ dich“. Im Winter legten wir vor dem Aufstehen immer die Kleider eine Weile zum Anwärmen ins Bett. Hier war eine ganz kleine Insel der Wärme und Zuversicht in der großen weiten Welt, die einen nach so kalten Winternächten sofort einfiel, wenn man auch nur einen Finger hinaus streckte, oder wenn das Stroh im Strohsack verrutscht war. Im ausgekühlten Schlafrum meiner Eltern schlief neben mir auch noch unsere jüngste Schwester. Sie war erst zwei und konnte gut verpackt weiter schlafen.

Draußen türmten sich die Schneewächten bis zur Hälfte der Fenster. Mitte der fünfziger Jahre brachten die Winter oft auch im Wiener Wald auf 400 bis 500 Meter Seehöhe Schneelagen um einen Meter – und Schneewächten, in die hinein hüpfen und Höhlen graben mehrere Meter Vergnügen mit der Entdeckung von Bewegung und Raum in dunkler Tiefe erlaubte. Vater hatte bereits die drei unumgänglichen Wege frei geschaufelt, die an Morgen wie diesen notwendig waren: Den kürzesten und leichtesten Weg entlang der Hausmauer zum Stall, in dem unsere zwei Ziegen, eine Kuh, Schweine, Hühner und Kaninchen gehalten wurden. Der große Blockbau nebenan, in dem ca. dreißig Rinder Platz fanden, war im Winter leer. Diese Tiere, die den Besitzern des Anwesens gehörten und hier im Sommer auf weitläufiger Weide von meiner Familie betreut wurden, waren im Winter in den Stallungen beim Schloss Baumgarten in Ollersbach untergebracht. Für das Rinderhüten und die Weidewirtschaft hatten meine Eltern nach dem Krieg zu Ende der 1940-er Jahre das Wohnrecht in dem einsamen Gehöft bei St. Christophen in den Ausläufern des Wiener Walds bekommen. Geld war durch Waldarbeit in den Forstbesitzungen des Eigentümers zu verdienen. Der zweite Weg führte am Stall vorbei zum weiter entfernten, romantisch an eine riesige Eberesche gelehnten Plumpsklo. Diese frostgefestigte Freiluftanlage hatte im Winter ebenso wie der daneben liegende große Misthaufen zwei unbestreitbare Vorteile: Keine Fliegen und kein Gestank. Der dritte Weg, der für mich einer bis über Kopfhöhe reichenden Schneeschlucht glich, führte in die andere Richtung zum etwa 50 Meter entfernten Schöpfbrunnen. Von dort liefen die Wege durch unberührten Schnee talwärts zur Schule, zum Einkaufen und zum Kirchgang, oder in verschiedene Richtungen für den Vater zur Arbeit in die Wälder oder zu den nächsten, ein bis zwei Kilometer entfernten Nachbarn im Försterhaus und in Bauernhäusern.

Katzenwäsche und Frühstück waren schnell erledigt, zur Hilfe für den Haushalt noch schnell ein Kübel Wasser vom Brunnen geholt. Es war dies eine etwas einseitige Morgengymnastik, aber zwei Eimer zu tragen wäre mir mit meinen acht Jahren noch schwer gefallen – und zwei halbe hätten den Stolz verletzt. Das mit dem Stolz ist überhaupt ein Problem, gerade wenn man sich unter immer gleichen, gut bekannten Freunden und Verwandten bewegt, wo es keine Flucht in die städtische Anonymität gibt. Es kam daher nun, was kommen musste: Die Mutter sorgte sich um das Kind, das durch den tiefen Schnee zur Schule waten musste und bestand darauf, dass ich Gamaschen anlegte. Leider handelte es sich dabei aber um bräunlich-grüne Wickelgamaschen, die man über den Schuhabschluss bis hinauf zum Knie winden und durch Einschlagen festmachen musste. Nicht einmal Haken und Ösen, geschweige denn Lammfell oder andere Ledergamaschen, die an den Füßen der Bauernkinder so überaus fesch und eindrucksvoll ausschauten! Fern jeder Marke und dem Wissen, dass es so etwas überhaupt gibt und noch fünfzig Jahre später erst recht auf mehrfach erhöhtem Wohlstandsniveau die Kinder gegen die Eltern aufbegehren lassen würde, musste ich zwischen Vernunft und Eitelkeit abwägen.

Ich fügte mich und begann mit den von meiner Mutter sorgsam fest gezurrten Gamaschen an den Beinen den täglichen weiten Weg. Über die Straße, die sich im Sommer staubig von St. Christophen in unsere Waldgegend schlängelte, ist es fast sieben Kilometer bis zur Schule. Der letzte Kilometer durch den Wald ist heute noch für Autos nur mühsam zu befahren; damals war dieses Stück Weges nur von Ochsenfuhrwerken oder Traktoren zu bewältigen. Querfeldein über Stock und Stein konnte die Entfernung von etwa viereinhalb bis fünf Kilometer deutlich schneller zurück gelegt werden. Das war, wie mir eine späte Einsicht verstehen half, ein ungeheuer wertvolles, wenn auch anstrengendes Bewegungstraining: Auf Kindesbeinen täglich mindestens zehn Kilometer zu Fuß unterwegs zu sein macht einerseits physisch ausdauernd. Andererseits vermittelt es auch ein selbstverständliches Bewußtsein davon, für das Erreichen wichtiger Ziele im Zentrum des öffentlichen Lebens – Schule, Kirche, Öffentlichkeit, vielleicht sogar Unterhaltung an Kirtagen – in der Regel eine Stunde mehr als andere laufen und sich anstrengen zu müssen. Die Distanz zwischen Zentrum und Peripherie muss entweder täglich oder auf Dauer überwunden werden. Das tägliche Überwinden selbstverständlich erscheinender Distanz kann für das Erreichen weiter reichender Ziele in Permanenz auch dann nützlich werden, wenn sich die Erfahrungen und Größenordnungen von Zielen ändern.

Ich stapfte hinter meiner großen Schwester durch den Pfad, den sie tapfer in den tiefen Schnee über die offenen Weiden bis zum entfernt liegenden schützenden Wald bahnte. Sie war bereits im letzten Jahr der damals dreiklassig geführten Volksschule. Die noch ältere, dritte meiner Schwestern hatte die Schule bereits abgeschlossen. Sie war, einer inzwischen vergessenen Redewendung zufolge, bei einem Bauern im Dienst – nur wenige Kilometer, aber der Größe des Bauernhofs wegen so weit entfernt, dass ich diesen Hof ebenso wie das Schloss in Ollersbach nie von innen sah.

Im Wald kamen wir schneller voran, erstens weil hier der Schnee weniger hoch lag, und zweitens weil es sich auf dem abschüssigen Gelände oft genüßlich rutschen ließ. Es war noch dunkel. Aber auch im Wald verbreitet der Schnee diffuses Licht, genug um mit der Selbstverständlichkeit eingeübter Ortskenntnis den Weg durch die Stille des fast noch unmerklichen Morgens zu finden. Nach dem Hochwald boten die zusammen fließenden Bäche um diese Jahreszeit da und dort Eisflächen, die auch ohne Schlittschuhe zum Eislaufen verleiten und den Heimweg entscheidend verlängern konnten.

Wir erreichten eine Weggabelung, an der wir zumeist mit Kindern von anderen Gehöften zusammentrafen. Heute war leicht zu erkennen, dass noch niemand diesen Weg gegangen war. Nach kurzem Warten mit Spielen im Schnee – Zeichen hinterlassen, Schneemann oder Türme errichten! – beschlossen wir bis zum ersten an unserem Weg liegenden Bauernhaus weiter zu gehen. „Wahrscheinlich kommen die Schweiger Buben heute doch nicht, denn die haben ja noch weiter und müssen durch den tiefen Graben“, sagte meine Schwester. Die Kahri Kinder waren auch nicht zu sehen und trotz angestregten Lauschens nicht zu hören. Mir war das nicht unrecht, denn so konnten sie mich nicht mit meinen Wickelgamaschen sehen. Beim nächsten Haus gingen wir in die Küche, bekamen noch einen Schluck Milchkaffee, von der Bäuerin auf Grund der eingelegten Brotstücke „Suppe“ genannt. Mit dem jüngeren Erstklassler Peperl gingen wir weiter Richtung Dorf. In einer kleinen, bezeichnender Weise Querfeld genannten Ortschaft war das querfeldein waten zu Ende. Das Gelände wurde flacher, der Schnee weniger, die Wege zum Teil schon von Spuren durchzogen und von einem Traktor mit fußfreundlichen Fahrrinnen gangbar gemacht. Unter einem Dachvorsprung aufgeschichtetes Brennholz gab der in der Kälte der fünfziger Jahre noch nicht bekannten Coolness ihre Chance: Ein paar Scheite aus einander geschoben, die Gamaschen abgewickelt und eingerollt, und schon konnten die frierenden und nassen Knöchel als bestandener Härtetest vorgewiesen werden. Die alte, kleine Schule war dank des rauchenden Ofens ein voller Erfolg. Dumm war nur, dass die versteckten Gamaschen in der manchmal zu freundlichen Nachmittagssonne leicht vergessen wurden. Obwohl sie sich so oft rätselhaft und unbemerkt gelöst hatten, konnte ich sie aber später immer wieder finden, was mir den Ruf einbrachte, gut suchen zu können oder einfach Glück zu haben.

Im Sommer darauf geschahen auf dem Stück Land zwischen meinem winterlichen Gamaschenversteck und dem Dorf wundersame Dinge: Riesige Baumaschinen rückten an, gruben schier unvorstellbare Mengen an Erde ab, füllten Gräben und planierten ganze Hügel samt Buschwerk und Waldstücken. Wer arbeitslos war fand Arbeit, die Autobahn wurde gebaut. Das hatte den Verschleiß von wertvollen Hosenböden zur Folge, denn auf manchmal bis in die Abendstunden verlängerten Heimwegen von der Schule überkam einige Buben der Ehrgeiz, Böschungen im Wald zu glätten und Straßen anzulegen,

wo sonst nur Moos, Himbeersträucher oder einfach Gras den Hohlweg und die Bachränder in Form hielten. Mit dem Hintern die Erde pflügend ahmten wir die mächtigen Maschinen auf der eindrucksvollen Baustelle nach, die wir täglich überqueren mussten. Bald war allerdings auch ein Tunnel gebaut, durch den die neue Landstraße – erstmals befestigt und gepflastert – unter der Autobahn durchgeführt wurde. Damit war die Aussicht auf die vielen Maschinen, Lastwagen und Arbeiter behindert: Die Grenze zwischen übergeordnetem und untergeordnetem Verkehrsweg war deutlich gezogen.

Faszinierend an der Autobahn war die Baustelle: Die Bewegung der Erde, die Veränderung der Landschaft, die Betriebsamkeit. Diese intensiven Bilder stimulierten zur Straßenplanung und Wühlarbeit längs des einsamen Schulwegs. Das Arbeiten an einem eigenen Wegstück, das Imitieren von Baufahrzeugen erweckten Begeisterung – noch nicht jedoch die Vorstellung, ein Auto zu besitzen und zu reisen. Das kaum 40 Kilometer entfernte Wien war weit jenseits des Horizonts. In einem Auto mit zu fahren war noch eine so seltene Erfahrung, dass Derartiges grundsätzlich nur in der Fremde stattfand. Selber im Auto auf der künftig fertig gestellten Autobahn zu fahren, schien nicht einmal unerreichbar: Es war der kindlichen Erfahrung derart fern, dass es noch ungedacht blieb.

Aber dann kam das Radio ins Haus, damit „Autofahrer unterwegs“ und die Erkenntnis, dass bei der jährlichen Autoweihe in St. Christophen etwas geschah, das für die magische Welt des Radios von Bedeutung war: Eine Brücke entstand zwischen der Beobachtung lokaler Begebenheiten und der weiten Welt jenseits des eigenen winzigen Erfahrungsbereichs, der so genau gegliedert war: Fünf Kilometer sind täglich selbstverständlicher Fußweg, manchmal bis zu zehn Kilometer zu Einkäufen nach Neulengbach, 15 bis 20 Kilometer werden mit dem Fahrrad oder mit der Bahn, selten mit einem Bus zurück gelegt. In Neulengbach befanden sich auch der Furcht erregende Zahnarzt und eine Hauptschule. Bis zu deren Eingang wurde ich mit knapp zehn Jahren geführt, weil der Lehrer den Umstieg in die höhere Schule empfahl. Unübersehbar prangte über dem Eingang des mir ohnehin schon übermächtig erscheinenden Gebäudes das Wort „Bürgerschule“. Bürger waren in meiner Vorstellung noch viel wichtigere und noblere Leute als Bauern – wie konnte ich da je dazu gehören? Von sozialer Mobilität hatte ich noch nichts gehört. Es fiel mir viel leichter, zum bohrenden Zahnarzt zu gehen, als in die drohende Bürgerschule. Mein kindliches Glück wurde durch die Tatsache unterstützt, dass es damals noch keinen Schulbus gab.

Ab 1958 erweiterte Vaters größte verkehrstechnische Errungenschaft, ein zweiseitiges Moped, den Bewegungsspielraum. Ein eigenes Haus war schon lange gesucht worden und wurde nun auch gefunden. Im Frühjahr 1959 erfolgte die Übersiedlung in einem Treck von vier Traktoren mit Anhängern, auf denen Hausrat und Haustiere etwa 35 Kilometer nach Westen an den Fuß des Dunkelsteinerwaldes geschleppt wurden. Hier gab es elektrisches Licht, zwar noch immer kein Fließwasser – nicht einmal einen eigenen Brunnen vor dem Haus wie zuvor. Aber zum nächsten Ort mit Volksschule und Kaufhaus waren es nur noch zwei Kilometer. Ein Ort mit Bahnstation war etwa doppelt so weit entfernt. Er hatte auch – neu und nüchtern – eine Hauptschule, die mich nicht mehr als Bürgerschule schreckte. Dahin wurde ich nun mit einem Jahr Verspätung doch geschickt.

Zurück blieb die Volksschule in St. Christophen, deren Neubau im Jahr 1961 eine bildliche Huldigung der damals noch nicht fertig gestellten Autobahnverbindung zwischen Wien und St. Christophen zierte: An der Außenwand unter dem Dach nimmt Wien die Gestalt der Sonne an, sie sendet Strahlen in Form der Autobahn in das schräg darunter liegende Dorf<sup>1</sup>. Das Dorf wandte sich der Großstadt zu, wenngleich für viele Verwandte und Freunde von damals „die Stadt“ auch heute noch St. Pölten geblieben, und Wien immer noch in weiter Ferne ist.

Drei Anläufe führten mich nach Wien und beschleunigten das Leben: Die erste Fahrt im VW-Käfer aus Anlass der Firmung zum Besuch im Prater. Im Alter von 15 konnte ich meine Eltern dazu überreden, mir eine weit überhöhte Investition für eine museumsreife, extrem schwere und nur noch eingeschränkt funktionstüchtige Schreibmaschine zu finanzieren; schließlich wollte ich Schriftsteller werden. Ein Nachbar mit Auto wurde engagiert, mich und Mutter nach Wien zu bringen, um dort die

---

<sup>1</sup> Bei einem neuerlichen Erweiterungsbau im Jahr 2000 wurde dieses Fortschrittsfresko verdeckt.

über ein Inserat angebotene Schreibmaschine zu besichtigen und diese trotz ihres jämmerlichen Zustandes mit zu nehmen. Nur ein weiteres Jahr später lockte mich eine Mischung aus Wissensdurst und Abenteuerlust nach Wien, das sehr schnell ein weit offenes Tor zur Welt wurde. Zwei Jahre lang hatte ich inzwischen als bahnfahrender Schulpendler die HTL in St. Pölten besucht und Aussicht darauf, Landmaschinentechniker zu werden. Aber die Welt war Anfang der 1960-er Jahre größer geworden: Gagarin hatte 1961 als erster die Erde umrundet, neben der Bedrohung durch Atomwaffen beherrschte der Wettlauf der Supermächte im All die Nachrichten und meine Träume: Nach so viel Laufen in meinen ersten Jahren schien mir nun der Sprung von der Eisenbahn ins Flugzeug nur noch logisch.

Gegen Ende des zweiten Schuljahrs wurde in der Schule bekannt, dass ab dem nächsten Jahr in Wien eine Abteilung für Flugtechnik eröffnet werden sollte. Am ersten Ferientag stand ich unabweisbar in der Direktion der HTL Schellinggasse und meldete mich an. Fliegen, reisen, entdecken – alles schien möglich. Konsequenter Weise führte mich zwei Jahre später meine erste Auslandsreise in die USA. Auf das Flugticket hatte ich bis zum Abflug erst eine kleine Anzahlung geleistet. An Bord begleitete mich daher eine besondere Art von Flugangst, nämlich dass jemand kommen könnte um zu kassieren. Meine Barschaft hätte nicht einmal bis nach Irland gereicht.

Seither wurden Flüge und andere Reisen Bestandteil des normalen Lebens. Meines hat mich dazu verführt, Soziologe zu werden. Das ist eine Form unvermuteter Mobilität, vielfältiger und anders als – wie in Jugendträumen phantasiert – ein Flugzeug über den afrikanischen Busch zu steuern. Außerdem ist die Welt, wie mir berufliche Reisetätigkeit und virtuelle Kommunikation zeigen, inzwischen offenbar real geschrumpft. Die Wege in diesem dichtemäßig einem weißen Zwerg ähnlich werdenden Lebensraum scheinen mir verschlungener zu werden. Vielleicht führt die beschleunigte Mobilität am Ende in ein schwarzes Loch, aus dem es kein Entrinnen gibt.